

# I.

## *Mona oder Die Liebe*

*Ein Abend Ende Jänner 2016 in Wien*

Als Mona das Café Semper betrat, verfiel sich ihr Blick in einem der Spiegel, die im oberen Bereich des laubenartigen Eingangs angebracht waren. Sie nahm ihre Kopfhörer ab und lockerte den Schal. Dabei hatte Mona sich vor Jahren abgewöhnt, in der Öffentlichkeit auf ihr Spiegelbild zu reagieren. Sie mochte es nicht, wenn andere sie dabei beobachteten, wie sie sich eine Strähne aus dem Gesicht strich oder den Kragen ihrer Bluse richtete. Mona sah sich um. Das Café war halb-leer. Sie war zu früh. Sonst war sie nie zu früh, weil sie außer Spiegeln auch unentschiedene Situationen nicht mochte und Auf-jemand-Warten eine besonders unklare war. Was, wenn sich etwas dazwischenschob und Claire nicht kam, dann wäre Mona hier im Café allein, ohne sich in diesem Gefühl eingerichtet zu haben, und das fände sie unbefriedigend, nicht das Alleinsein selbst. Im Gegenteil, Mona war ganz gern allein. Zuletzt. Wieder. Sie setzte sich ans Fenster, drüben, bei den Zeitungs- und Billardtischen, mit Blick auf die Tür und hinaus auf den Vorplatz, der im Sommer als Gastgarten diente.

Mona bestellte ein Glas Weißwein, rief die Kellnerin zurück, „und einen Espresso, bitte!“. Ihr war eben wieder eingefallen, wie sauer der Wein im Semper war und dass sie sonst etwas essen müsste, um ihren Gaumen zu beruhigen. Doch sie hatte keinen Hunger. Mona nahm ihr iPhone aus der Tasche. Claire hatte versprochen, Bescheid zu geben, falls sie sich verspätete. Der

ältere Mann am Tisch vor ihr, der eben gezahlt und seinen Kopf so ruckartig ein paar Mal in ihre Richtung gedreht hatte, dass seine Bewegungen ihr wie die eines Vogels erschienen waren, wies sie mürrisch auf das Handy-Verbotsschild an der Wand gegenüber hin. Dabei hatte Mona noch nicht einmal telefoniert. Warum hatte sie sich überhaupt in diesem Café verabredet, in das sie sonst nie ging? Selbst früher, als sie um die Ecke Kunst studiert hatte, war sie kaum jemals hierhergekommen.

Und es war ihre Idee gewesen. Sie erinnerte sich, dass Claire einen Gegenvorschlag gemacht hatte, aber sie gesagt hatte, sie wäre dann gerade in der Nähe, obwohl das nicht stimmte. Mona trank den Wein in kleinen Schlucken. Dachte, dass sie Claire jetzt nur mehr ein paar Minuten gab, und ihr Blick folgte ein paar Leuten, die gerade den Vorplatz querten und über die Straße auf die hell erleuchteten Schauräume einer Galerie zu liefen, die „Zimmer, Küche, Bad in Arkadien“ hieß und in Wien seit einigen Jahren zu den wichtigsten Playern im Feld zeitgenössischer Kunst zählte. Der Name Julie Leyroux war in großen, schwarzen Lettern auf das Schaufensterglas gemalt. Mona konnte ihn von ihrem Platz aus gut lesen. Jetzt wusste sie, warum sie an diesem Donnerstagabend ausgerechnet ins Café Semper hatte kommen wollen und es sich zugleich niemals hätte eingestehen können. Gegen das trockene Gefühl im Mund, das sich sofort einstellte, konnte auch der Espresso nichts ausrichten.

## *Die Party*

Dabei hatte sich der Name Julie Leyroux bereits vor etwa zwei Monaten auf der Vienna-Art-Week-Party im Dorotheum wieder in Monas Leben gedrängt. Noch während Preview und Sektempfang in den weitläufigen Räumen der Beletage, in denen Kunstschaffende und Kunstsammelnde sich langsam mischten. Um Antwort auf die Einladung wurde im Vorfeld gebeten. Zur Begrüßung eine Rede. Dann noch eine. Danach hatte man Zeit, sich die Werke internationaler Kunst zu besehen, die Tage später versteigert wurden, ehe alle ins Foyer hinunterdrängten zu den Wein- und Cocktailbars, die Gratisgetränke ausgaben.

Die große, zweiläufige Treppe nahm sich wie eine mehrere Ebenen umspannende Bühne aus, die ihre Arme weit in den Raum streckte und die von oben Kommenden wie Showstars auf eine Tanzfläche entlud. Playlists von Kuratoren, die ihren Schreibtisch an diesem Abend gegen ein DJ-Pult tauschten, erzeugten gute Vibes. Der Wegfall jener ökonomischen Schranke, die sonst den Zugang zu Sekt, Wein und Wodka regelte, sorgte für ausgelassene Stimmung. Im Gegensatz zu den meist Smart Casual gekleideten Sammlern, die sich Sekt und Cocktails hätten leisten können, lebte der überwiegende Teil der Künstler und Künstlerinnen jenseits dieser Party im Prekariat. Obwohl alle, die hier tranken, sich klar über die vielen erhoben hatten, die, kaum von der Kunsthochschule ausgespuckt, auch schon wieder in der kunstfernen Normalität mehr oder weniger geregelter Arbeit verschwunden waren. Sie alle, die sie hier am

Strohalm ihres Caipirinha oder Strawberry-Daiquiri kauten, hatten den Sprung in den Ausstellungsbetrieb geschafft, waren in Wien nicht mehr ganz unbekannt und durch die eine oder andere Galerie im Ausland vertreten. Ihr Leben finanzieren konnten die meisten damit nicht. Die geldmächtige Kunst der Beletage war nicht die ihre. Unter all den Objekten und Bildern fand sich in diesem Jahr überhaupt nur der Name einer einzigen jüngeren Künstlerin, die sich mit Wien in eine nähere Verbindung bringen ließ.

Mona sah sich um. Sie hatte ihre Unlust überwinden, sich einen Ruck geben müssen, auf die Party zu gehen. Hätte sie sich den Gedanken erlaubt, dass sie nichts versäumte, wäre sie zuhause geblieben. Zu unangenehm war die Erinnerung an ihren Absturz vor zwei Jahren. Es war nicht die glücklichste Zeit in ihrem Leben, als ihre beiden Teenagerkinder sich im Zuge ihrer Scheidung entschieden hatten, bei ihr aus- und in die früher gemeinsam genutzte Wohnung ihres Ex-Mannes wieder einzuziehen. Für ein paar Monate hatte sie danach die Kontrolle über sich verloren. Die Panikattacken, die sie allmorgendlich heimsuchten und die sie mit Downern flach hielt. Die Uppers, damit sie tagsüber arbeiten konnte.

An jenem Abend vor zwei Jahren hatte sie, ehe sie ins Dorotheum ging, außerdem noch ein paar Lines hochgezogen und den Tag über kaum etwas gegessen. Nach dem dritten Strawberry-Daiquiri war sie plötzlich abgehoben und weggeschwebt in ihren roten Schuhen, dem kurzen Kleid, ihrem mintgrünen Herbstmantel, den sie

anbehalten hatte, und den mintgrünen Strümpfen, die sie immer zu diesem Mantel trug. Eine Prinzessin war sie gewesen, ein Rotschühchen oder Mintwittchen mit ebenholzschwarzem Haar. Es war gerade ein Song von Madonna gelaufen. Express yourself. Mona erinnerte sich noch, wie gut es sich angefühlt hatte, als ihre Füße sich vom Boden lösten, sie höher und immer höher stieg, sich über die tanzende Menge erhob, den undeutlicher werdenden Geräuschnebel hinter sich lassend, bis sie endlich irgendwo, sehr weit oben, eintauchte in Wolken von Lila und Blau.

Claire, die sie nachhause gebracht hatte, erzählte ihr anderntags, dass ihre Bewegungen objektiv betrachtet nicht sonderlich schwerelos gewirkt hatten, sie vielmehr wie ein Zombie über die Tanzfläche gestolpert war, sich dort einem Kurator des 21er Hauses an den Hals geworfen und kurz darauf auf seine neue Prada-Hose übergeben hatte. Dass Mona diesem Kurator dennoch bald wieder in die Augen sehen konnte, lag zum einen daran, dass ihre schön und tiefbraun waren, sie überhaupt sehr schön war, mit ihren dichten Locken und vollen Lippen eine feenhafte Erscheinung abgab und dieser Kurator einer Fee weitaus lieber verzieh als einem Junkie. Zum anderen übernahm sie, ohne zu zögern, die hohe Rechnung der Reinigung.

In diesem Jahr trug Mona flache Schuhe und eine schwarze Hose, darüber einen schwarzen Strickpulli, auf dessen Vorderseite mit weißen Wollfäden die Silhouette eines Elefanten eingearbeitet war. Mona hatte diesen Pulli in einem Anfall von Sentimentalität gekauft,

auf einem dieser langen Spaziergänge durch die Stadt, wie sie sie in ihrer rekonvaleszenten Phase so häufig unternommen hatte. Sie hatte ihn in der Auslage eines Wollgeschäfts entdeckt, dessen alte Besitzerin noch selbst bediente. Ihr gegenüber hatte Mona all ihren Charme aufbieten und eine große Tierliebe ins Spiel bringen müssen, um sie davon zu überzeugen, ihr den Pulli, eigentlich ein Dekorationsstück, zu verkaufen. Dabei war Mona gar keine besondere Tierfreundin, im Gegensatz zu ihrer Tochter. Mit sieben Jahren hat diese eine fast manische Liebe zu Elefanten entwickelt. Ein Pulli wie dieser wäre für sie damals der Inbegriff von Glück gewesen. Heute würde sie sich um nichts in der Welt in einem solchen Teil in der Öffentlichkeit zeigen, aber Mona, die Künstlerin, konnte alles tragen.

Mona war allein ins Dorotheum gekommen, weil der Freund, der sie begleiten sollte, krank geworden war und sie sich nicht mehr die Mühe gemacht hatte, jemand anderen zu fragen. Und dann lief ihr auch schon, kaum dass sie den Hauptsaal der Beletage betreten hatte, D über den Weg. Das heißt, sie wäre ihr über den Weg gelaufen, hätte Mona sich nicht hinter einer Gruppe von Männern in Kaschmir-Turtlenecks vor ihr in Sicherheit gebracht.

D hatte fast unmittelbar nach Abschluss ihres Kunstgeschichte-Studiums eine kuratorische Assistenzstelle in einem großen Kunstverein in Deutschland ergattert, wenn auch nicht allzu lange behalten. Denn die Direktorin, mit der D ins Haus gekommen war, wechselte nach nur eineinhalb Jahren an ein anderes, und ihr Nachfol-

ger hatte keine Verwendung mehr für sie. Also war D wieder nach Wien zurückgekehrt. Seither schlug sie sich mit Projektassistenzen, dem Schreiben von Ankündigungs- und Katalogtexten so durch und hatte, weil sie einigermaßen termin- und theoriesicher war, mittlerweile für die Hälfte aller Wiener Künstler und Künstlerinnen schon einmal etwas geschrieben. Nur für Mona hatte sie noch nie eine Zeile verfasst. Als Mona sie während ihrer Zeit in Deutschland darum gebeten hatte, hatte D abgelehnt, und später hatte Mona lieber jemand anderen gefragt. Nichtsdestotrotz war sie viel mit D zusammen gewesen, hatte Veranstaltungen mit ihr besucht, Talks und Partys, sich über die Jahre immer regelmäßiger mit ihr getroffen. Dann war Ds Art ihr unheimlich geworden, später peinlich, zuletzt beides zugleich.

Mona beobachtete, wie D sich ein Glas Sekt vom Tablett eines Cateringtypen fischte, es hinunterstürzte und sich ein zweites nahm, ehe sie auf eine Frau mit heiserer Stimme zusteuerte, die Mona nicht kannte.

„Wo hast du denn das Glas her?“, hörte Mona diese fragen.

„Bist du auch eben erst gekommen?“, fragte D zurück. Sie stand jetzt schräg vor ihr.

„Nein, ich habe bloß noch keinen Sekt erwischt.“

„Da, nimm einen Schluck von meinem“, und weil ihr Gegenüber zögerte, „du kannst auch einfach das ganze Glas haben, ich muss jetzt noch nichts trinken... Habe ich was versäumt?“

„Nur das übliche Blabla und Blingbling. Ich hätte mich davor ja schon ins Foyer geflüchtet, aber so halbbeer ist

es mir da unten einfach zu kalt. Irgendwie haben sie heuer kräftig an der Heizung gespart.“

„Dafür ist es hier oben zu warm“, befand D und trank selbst einen Schluck. „Eiszeit für die Party, großzügig temperierte Räume für die Kunst. Hast du sie dir schon angesehen?“

„Wozu... es ist doch ohnehin Jahr für Jahr dasselbe!“

D nickte, erklärte, dass auch sie die Werkschau hier von Mal zu Mal enttäuschender fand, hob dann aber trotzdem interessiert den Kopf. Auch Mona sah sich um. Als ihr Blick auf zwei Fotos fiel, die nahe der Turtlenecks an der Wand hingen, hörte sie D überrascht ausrufen:

„Was macht denn die hier?!“

Mona drehte sich um. Doch D zeigte auf eine Silberschale.

„Julie Leyroux...“ Sowohl Fotos als auch Silberschale waren mit diesem Namen signiert.

Was Mona mit ihm verband, gehörte nicht in diese Räume.

Erst jetzt stürzte D auf Mona zu, begrüßte sie und zog sie zu einem der Lesepulte, auf denen Kataloge zur Ansicht auflagen.

„Ich kann ohne Brille nichts lesen.“ D nahm den Katalog vom Pult und hielt ihn Mona hin, obwohl sie bereits wusste, dass Fotos und Silberschale eine „social sculpture“ dokumentierten, dass „social sculpture“ bei Leyroux eine Mischform aus Happening und Performance war und diese frühe hier den Titel „Kaviar Massaker“ trug.

Es war eine Weile her, dass Mona jemand von Julie hatte reden hören, und sie wurde rot, wie früher manchmal als Kind, wenn sie sich bei einem Gedanken ertappt

fühlte. Und wie damals machte es Mona wütend. ertappt zu werden. Und rot. So riss sie D den Katalog aus der Hand und begann darin zu blättern. Sagte gerade noch, „du hast dich geirrt, da ist kein Text über die Leyroux“, als diese ihr neben einem längeren Kommentar und einer Aufnahme der ausgestellten Silberschale von einem Portrait-Foto entgegenschau, herausfordernd selbstsicher und doch zugleich mit diesem Anflug von Melancholie, der ihrem Ausdruck eine Intensität verlieh, der man sich nur schwer entziehen konnte.

D beugte sich neben Mona über die aufgeschlagene Seite und legte ihren Arm um Monas Schulter. Mona war das unangenehm. Diese Berührung. Ds Nähe. Dabei roch D an diesem Abend weniger als sonst nach kaltem Schweiß und zu viel Sekt.

„Sie sieht gut aus...“

„Wer?“

„Na, die Silberschale!“ D lachte.

Mona lachte nicht mit, meinte nur: „Schon möglich... ich verstehe nicht viel davon“, und schüttelte Ds Arm ab. Sie hätte jetzt gern die Frau mit der heiseren Stimme ins Gespräch gezogen, aber die hatte sich bereits in der Menge im Saal verloren.

„Ich kenne das Werk der Leyroux ziemlich gut“, D richtete sich auf, „immerhin hatte ich schon mal vor, es zu zeigen, zuletzt im Kunstverein. Leider kam ich nicht mehr dazu.“

Mona sah sie erstaunt an.

„Davon hast du mir nie erzählt.“

D tippte auf Julies Portrait. „Deshalb war ich ja auch bei der Erst-Performance von ‚Kaviar Massaker‘. Ich

bin damals sogar eigens nach Wien geflogen.“ Sie ließ ihren Zeigefinger langsam zur Abbildung der Silber- schale hinüber wandern.

„Und?“

„Was und?“

„Hast du sie getroffen... hast du noch Kontakt?“

„Zur Leyroux?“

Mona nickte.

„Du hältst wohl viel von ihr?“

„Ich ... nein, dafür weiß ich über ihre Kunst zu wenig.“

„Ich mag vor allem ihre frühen Arbeiten“, erklärte D, „ihre neueren social sculptures sind mir zu spekulativ. Das gilt im Grunde für alles, was sie heute macht. Und von den frühen, da finde ich ‚Kaviar Massaker‘ eine ihrer besten. Das sage ich, obwohl ich damals erst mal enttäuscht war.“

D redete gern und viel. Und so folgte ein Schwall über Julies Performance, ihren folgenreichen ersten Soloauftritt in Wien, der mehr als zehn Jahre zurücklag, dreizehn, um genau zu sein. Über „Zimmer, Küche, Bad in Arkadien“, Anns Galerie, die damals noch nicht im 6. Bezirk lag, sondern im 15., in einem miesen, kleinen Ladenlokal, „das war total absurd, diese riesige Dose Kaviar in so einem Ambiente“. Wobei niemand wusste, was passieren würde, was die Leyroux denn nun eigentlich für die Eröffnung plante. „In der Galerie stand nichts weiter als ein leerer Sockel, im Hintergrund lief Musik...“ Welche, daran konnte D sich nicht mehr erinnern. Nur dass die Leyroux lange auf sich warten ließ. Schließlich fuhr sie vor, parkte in zweiter Spur, nahm eine große silberne Schale vom Rücksitz,

betrat damit die Galerie und stellte sie auf den Sockel. Dann schickte sie jemanden um einen Eimer voll Eis in die McDonalds-Filiale gleich um die Ecke. Sie füllte die Schale mit dem gecrushten Eis an, zog eine obszön große Kaviardose aus der Jackentasche, leerte ihren Inhalt über dem Eisberg aus, stieg wortlos ins Auto und raste davon. „Erst reagierte niemand, standen wir alle nur da, aber in der Galerie wurde es plötzlich sehr heiß, und das Eis begann zu schmelzen. Die Skulptur reagierte zunächst für uns.“ Und dann. Reagierte D mit Wut. Snobismus und Lässigkeit der Leyroux hatten sie provoziert. „Uns Kaviar vorzusetzen, mitten in einem Arbeiterbezirk!“ Das schien ihr nicht gerade subtil. Sie hatte sogar kurz daran gedacht zu gehen. „Als jemand neben mir mit bloßen Fingern in den Kaviarhaufen griff und sich eine Portion der Luxuskügelchen in den Mund stopfte. Kaute. Schluckte. Und ‚Kunst ist asozial‘ rief, ‚und sie schmeckt nach Fisch‘, da wurde mir endlich klar, was das hier war, und so habe ich auch zugehört...“ Nach einer Weile war die Schale leer. Wasser und Kaviarschlamm auf den Boden geschwappt. Rund um den Sockel hatte sich ein kleiner, grauer See gebildet. „Die Sache schien im Prinzip gelaufen, bis Ann, die sich zuvor ebenfalls am Kaviar bedient hatte, damit begann, ihre Finger an der Galeriewand abzuwischen... Irgendwer hatte später noch die Idee, das Wasser aus der Schale auf die Wände zu klecksen. Der Abend wurde ziemlich messy. Nach einer Stunde kam die Leyroux zurück, sah sich um und sprayte die Worte ‚Kaviar Massaker‘ an die Wand...“ Ds Blick suchte jetzt nach den beiden Fotos, die ihnen gegenüber an der

Wand hingen, „die Leyroux hat diese social sculpture später noch in zwei, drei anderen Städten realisiert und das Geschehen filmen und fotografieren lassen, leider nicht schon in Wien, sonst wäre ich auf einem dieser Bilder zu sehen...“

Mona klappte den Katalog zu und legte ihn aufs Pult zurück.

„Wollen wir langsam auf die Party?“

„Ich habe übrigens gelesen, dass die Leyroux Ende Jänner wieder in Wien bei Ann ausstellt“, sagte D noch, aber Mona war da bereits an der Tür.

An guten Tagen genoss Mona, dass sie auf Eröffnungen oder Partys nie lange allein blieb, ja fast ohne Pause von Gespräch zu Gespräch wechseln konnte. Gemessen an den beiden Kategorien, in die sie selbst ihre Bekannten teilte, die sozialphobischen, denen man jedes Wort einzeln aus der Nase ziehen musste, und die histrionischen, die zwar stets nur um sich selbst kreisten, dabei aber weniger anstrengend waren, gehörte Mona dann eher zur zweiten. An schlechten Tagen gehörte sie nirgendwohin. Aber an solchen ging sie auch nicht aus. Dafür hatte es sie zu viel Arbeit gekostet, an guten wieder öfter im Mittelpunkt zu stehen. Wie es für sie überhaupt nicht einfach gewesen war, nach der Geburt der Kinder und dem Rückzug in Heim und Familie in der Szene wieder Fuß zu fassen. Die Runden, die sie auf Events wie diesem drehte, waren für sie deshalb immer auch Bestätigung dafür, dass sie angekommen war.

Nur an diesem Abend fühlte sie sich plötzlich ungewöhnlich müde, und als Beavis und Butt-Head, zwei

blutjunge spitznasige Künstlerkollegen, sie am Rand der Tanzfläche entdeckten und in Beschlag nahmen, unterbrach sie die beiden mitten im Satz, entschuldigte sich und ließ sie stehen.

Noch ehe der Kurator, auf dessen Hose sie sich vor zwei Jahren übergeben hatte, die Regler am DJ-Pult übernahm und ausgerechnet mit jenem Song von Madonna loslegte, bei dem Mona damals abgehoben war, hatte sie das Dorotheum bereits verlassen.

### *Die Akademie*

Mona studierte Malerei. Dabei hat sie als Kind weder besonders gern gezeichnet noch gemalt. Sie hatte ein ausgeprägtes Zahlengedächtnis und war eine hervorragende Kopfrechnerin, was sie eine Zeit lang sogar in Wettbewerben unter Beweis stellte. So kam sie in ein Gymnasium mit Schwerpunkt Naturwissenschaften, und es waren Molekularstrukturen und technische Konstruktionspläne, das filigrane Zeichengerüst komplexer Formeln, die Notationen von Stromkreisläufen, an denen sich ihre Liebe zur Kunst zuallererst entzündete. Mona wuchs in einem Vorort von Wien auf und hatte keine Geschwister. Weil ihre Mutter als Kindergärtnerin ohnehin ständig von vielen Kindern umgeben war. Und ihr Vater sie wie drei liebte. Er war Projektleiter, Mitte der Siebziger als Architekturstudent aus dem Iran nach Wien gekommen. Als ihre Mutter schwanger wurde, gab er die Architektur auf und suchte sich einen Job in einer großen Baufirma. Dort arbeitete er sich im

Laufe der Jahre ins mittlere Management hoch. Er war nach der Revolution nie wieder im Iran gewesen und hatte mit Mona nie Persisch gesprochen, was diese sehr bedauerte.

Mit Beginn des Malereistudiums zog Mona nach Wien, in eine kleine Wohnung, die ihre Eltern zahlten. Dabei waren sie von ihrer Studienwahl nicht sonderlich begeistert gewesen, hätten es lieber gesehen, sie wäre ihrer mathematischen Begabung gefolgt. Bis sie die Aufnahmeprüfung an der Akademie gleich beim ersten Versuch bestand. Wäre ein zweiter nötig gewesen, hätte sie die Malerei ohnehin sein lassen. Denn größer als jede Begeisterung für eine Sache war ihre Unlust, zu warten.

Ihren ersten Sex hatte Mona kurz vor ihrem 17. Geburtstag. Ein Junge aus ihrer Schule. Alle ihre Freundinnen waren in ihn verliebt gewesen. Sie nicht, aber sie hatte es satt, auf den richtigen Typen zu warten. Auch ihre erste echte Beziehung ein paar Jahre später ging sie weniger aus Begeisterung denn aus Ungeduld ein. Mit einem Studienkollegen, der ein wenig älter war als sie. Sie mochte seine feingliedrigen Hände und dass er nie genug davon bekam, sie zu lecken. Anfangs gefielen ihr auch seine Künstlerallüren. Bald aber langweilte er sie damit, und als er ihr nach einer Weile vorschlug, zusammenzuziehen, trennte sie sich von ihm. Sie hatte danach einige One-Night-Stands und Affären mit Nichtkunststudenten, von denen keine die Ein-Monats-Marke überschritt. Das lag vor allem daran, dass Mona sich emotional nie stark engagierte, nie ein Gefühl von Schmetterlingen im Bauch hatte und keine Herzen

durch die Luft schwirren sah. Das sollte übrigens so bleiben, bis sie Mitte dreißig war.

In ihrem dritten Studienjahr landete Mona schließlich mit K, ihrem Professor an der Akademie, im Bett. K war ein erfolgreicher Künstler, Mitte vierzig, der viel auf sein Aussehen und seinen Ruf als Womanizer gab, aber ein Alkoholproblem hatte und sich an jenem Abend, an dem er Mona mit in seine Wohnung nahm, so sehr betrank, dass er keinen hochkriegte. Dass Mona darauf nicht verständnisvoll reagierte, nahm er ihr übel, insbesondere, als sie sich auf einen zweiten Versuch ein paar Tage später nicht mehr einlassen wollte. Bei ihrem Diplom im darauffolgenden Jahr verweigerte er ihr als einziger seine Ja-Stimme und brachte sie damit um eine Auszeichnung.

Mona lernte Julie in ihrem letzten Studienjahr kennen. Sie war einundzwanzig, Julie dreiundzwanzig Jahre alt. Mona verbrachte viel Zeit in ihrem Atelier an der Akademie. Sie arbeitete nicht gern allein, im Gegenteil, sie konzentrierte sich besser, wenn um sie herum Bewegung war. Mona teilte ihr Atelier mit zwei mäßig begabten jüngeren Malern, die sie mit guter Musik versorgten, und dem älteren, mit dem sie einige Zeit zusammen gewesen war. Die einzige Kollegin hatte vor dem Sommer ihren Abschluss gemacht und war mit ihren Sachen ausgezogen. Deshalb war zu Semesterbeginn im Herbst 2000 in Monas Atelierraum ein Platz frei.

In der Akademie galt damals noch ein sogenanntes Meisterklassensystem. Man studierte nicht ein-

fach Kunst, sondern eine bestimmte Richtung, etwa abstrakte Malerei, in der Klasse einer bestimmten Professorin oder eines Professors. Die Klasse war der Rahmen, innerhalb dessen man sich während seines Studiums bewegte. An ihr orientierte sich die Zuteilung des Atelierplatzes. Der Austausch mit Studierenden anderer Kunstrichtungen hielt sich auch deshalb in Grenzen. Trotzdem war die Akademie ein überschaubarer Kosmos, und man kannte sich. Vom Sehen, wenn man wie Mona viel Zeit im Atelier verbrachte. Oder man hatte voneinander gehört, weil man bereits ausstellte oder sonstwie für Aufsehen sorgte. Es gab nur wenige, die völlig unbemerkt blieben, aber nur eine, die alle vom Sehen her kannten und von der jeder und jede irgendwie gehört hatte: Julie.

Schon äußerlich war Julie jemand, den man nicht leicht übersah. Sie war sehr groß, schlank, wirkte athletisch. Sie hatte lange, braune Haare, die sie meist lose mit einem Haargummi am Hinterkopf zusammenband, und grüne Augen, wobei die Iris ihres linken Auges ein wenig dunkler war als die des rechten. Auffällig waren noch ihre kleinen, ein wenig abstehenden Ohren.

Julie wurde in Shanghai geboren. Sie sprach fünf Sprachen und lebte erst seit knapp zwei Jahren in Wien. Ihr Vater war da Attaché an der französischen Botschaft, ihre Mutter, eine Juristin, arbeitete ebenfalls im diplomatischen Dienst. Die ersten eineinhalb Jahrzehnte ihres Lebens verbrachte Julie in Tokio, Canberra, São Paulo und Ottawa. Darauf folgte eine Zeit in Washington. Es hieß, sie habe zwei Hausangestellte geschlagen,

als sie mit sechzehn in ein Schweizer Internat geschickt werden sollte. Statt nach Genf zog sie schließlich zu ihrem neun Jahre älteren Halbbruder nach Paris, bei dem sie bis zu ihrem Baccalauréat lebte, wobei sie ein Jahr so gut wie gar nicht zur Schule ging. Dann begann Julie Kunst zu studieren, erst in Paris, später in London. Als ihre Mutter krank wurde, folgte sie ihren Eltern nach Wien. Sie schrieb sich an der Akademie ein, bezog eine Wohnung im 7., in einem Haus, in dem noch andere Künstlerinnen lebten, und man traf sie fortan, vielleicht auch deshalb, eher selten in ihrem Atelierraum am Schillerplatz an. Und wenn doch, dann war sie stets von einem Kreis von Freundinnen umgeben, sobald sie auf den Gängen der Akademie erschien, einen Hörsaal betrat oder rauchend draußen auf den Stufen oder in der Mensa saß.

Julie wusste früh, dass sie auf Frauen stand und die üblichen heterosexuellen Beziehungsmuster ihr nicht lagen. Seit sie sechzehn war, hielt sie sich einen Hof an Liebhaberinnen. Die meisten ihrer Affären fielen ihr zu, ohne dass sie sich allzu sehr darum bemühte. Sie begannen auf Partys, ergaben sich aus Begegnungen auf der Straße oder in einem Lokal. Einige Freundinnen lernte sie im Umfeld ihrer Schule und später der Akademie kennen. Mit manchen Frauen verbrachte sie nur eine Nacht, mit anderen ein paar Tage. Mit einigen lebte, schlief und zog sie monatelang durch die Gegend. Es gab Wochen, da war sie in drei Frauen gleichzeitig verliebt und hatte ständig Sex, um dann von einem Tag auf den anderen allen den Laufpass zu geben. Nicht jede ihrer Bekanntschaften verliebte sich in sie, aber die

meisten taten es, und manche verfielen ihr, rückhaltlos und ohne sich zu wehren. Denn es war schön, mit Julie zusammen zu sein. Man fühlte sich stark und einzigartig mit ihr. Das lag an der Art, wie sie sich bewegte, dem Tonfall, in dem sie sprach, an ihrer Impulsivität und ungezwungenen Selbstsicherheit und daran, dass sie nie berechnend war, sondern aufrichtig, auch in ihrer Launenhaftigkeit, und großzügig bis zur Verschwendung.

Es war Claire, von der Mona Ende Oktober erfuhr, dass Julie demnächst in ihre Klasse wechseln und den frei gewordenen Atelierplatz neben ihr einnehmen sollte, auch wenn Claire sich nicht erklären konnte, was Julie in einer Malereiklasse wollte. Claire arbeitete damals bereits als Assistentin von Vivienne, der sechsunddreißigjährigen Professorin der Konzeptkunstklasse, in die Julie ging. Weil Claire wie Mona ziemlich viel rauchte, halfen sie sich gelegentlich mit Zigaretten aus.

So auch an diesem Nachmittag, als Claire ihr erzählte, dass Julie aus Viviennes Klasse geflogen war. Dabei hatte Julie lange Zeit als Viviennes Lieblingsstudentin gegolten. Claire wusste, dass sich die beiden auch privat getroffen hatten, und war außerdem einmal Zeugin eines Telefonats geworden, in dessen Verlauf Vivienne Julie eifersüchtige Vorhaltungen gemacht hatte. Das Verhältnis der beiden war daraufhin merklich abgekühlt. Vivienne hatte Julie wiederholt verwarnt, angeblich, weil diese Abgabetermine nicht einhielt und zu Besprechungen prinzipiell zu spät kam. Bei einer der letzten Klassensitzungen waren sie und Julie erstmals auch öf-

fentlich aneinandergeraten. Der Streit entzündete sich an einem Roman von Michèle Bernstein, den außer ihnen niemand kannte, und endete in einer hitzigen Debatte über den Begriff des Spektakels im Kontext situationistischer Kunstproduktion. Zum Eklat gekommen war es jedoch erst, als Julie ihre Videoarbeit präsentierte.

Die erste Einstellung zeigte einen Dildo. Die zweite eine Frauenhand, die auf den rosa Schaft des Dildos mit Permanentmarker das Wort „Spektakel“ schrieb. Das Bild verschwamm, die Kamera zoomte hinaus in den Raum und schwenkte hinauf auf den „Titanensturz“, das monumentale Deckengemälde von Feuerbach in der Aula der Akademie. Schließlich kam wieder die Frau vom Anfang ins Bild. Sie schritt militärisch in die Mitte des Raumes, zog sich aus, ging langsam in die Knie und führte sich im Wechsel von Zoom und Totale den Dildo zehn Mal bis zum Anschlag ein. Die Arbeit hieß „Fuck Spektakelkunst ten times“.

Vivienne raste. Sie sah sich bloßgestellt, verhöhnt, empfand das Video als persönliche Abrechnung, bestellte Julie zu sich, und weil Julie sich für den Dreh keine Genehmigung der Akademieleitung eingeholt hatte, wurde sie laut. Erklärte, es ginge nicht an, dass eine ihrer Studentinnen in der Aula Pornos drehte. Dass sie das in Schwierigkeiten brächte. Ob Julie sich nicht vorstellen könnte, unter welchem Druck sie als jüngste Professorin und einzige Frau hier an der Akademie Tag für Tag stünde. Claire fand, dass Vivienne sich schrecklich blamierte. Zumal das mit der einzigen Professorin gar nicht stimmte. Vivienne redete sich schließlich so sehr in Rage, während Julie völlig ungerührt blieb, dass sie

zuletzt gar nicht mehr anders konnte, als Julie nicht nur aus dem Sprechzimmer, sondern gleich aus ihrer Klasse zu schmeißen.

Noch am Gang soll Julie von K, dem Professor von Mona, abgefangen worden sein. Streit und Video interessierten ihn sehr, und er soll sich auf der Stelle bereit erklärt haben, Julie in seine Klasse zu übernehmen. Außerdem habe er eine befreundete Kuratorin von den Kunst-Werken in Berlin auf Julies Video aufmerksam gemacht und die sei davon so angetan gewesen, dass sie es sofort in eine Gruppenausstellung mit dem Titel „Ne travaillez jamais. Zur Aktualität situationistischer Praxis“ aufnahm.

Seither sah Mona dem Erscheinen Julies in ihrer Klasse erwartungsvoll entgegen, und sie war fast enttäuscht, als Julie wochenlang unauffindbar blieb. Sie freute sich darauf, mit ihr bekannt zu werden. Ein paar Mal war sie früher schon länger in einem Gespräch geblieben oder hatte sich eine zweite Zigarette angezündet, wenn Julie zufällig in der Nähe war, aber bewusst gesucht hatte sie ihre Freundschaft bisher nicht.

Mona hatte es nie nötig gehabt, sich um andere zu bemühen, und sie hatte auch nie das Bedürfnis verspürt, Verrücktheiten anzustellen, um jemandes Aufmerksamkeit zu erregen. Wenn sie ihren Appetit nie verlor in Gedanken an jemand, dann auch deshalb nicht, weil sie ohnehin wenig aß. Allerdings hatte sie sich in letzter Zeit manchmal gefragt, ob ihr da nicht grundsätzlich etwas entging und es nicht ein weitaus raffinierteres Vergnügen war, zu werben als umworben zu werden,

weil Abgewiesenwerden vielleicht den größeren Kick versprach, als selbst jemand abzuweisen, was doch zu meist eine mühsame Sache war.

Mona verbrachte ihre Zigarettenpausen am liebsten draußen, auf den Stufen vor der Akademie oder den Bänken des Schillerparks, selbst im Winter. Aber an diesem späten Vormittag Anfang Jänner goss es in Strömen, und so hatte Mona sich von einem Atelierkollegen überreden lassen, in die Mensa zu gehen. Mona betrat den dunklen, stickigen Raum im Erdgeschoß nur ungern, außerdem störte sie es, dass sich viele Ehemalige dort aufhielten. Absolventen aus den Achtzigern, die auch ungebeten in die Atelierräume hinaufkamen und sich mit ihren alten Geschichten an einem festbissen. Sie machten Mona Angst, nicht nur, weil sie tranken, ihr Material oder CDs klauten, wenn sie sie einmal kurz allein ließ, sondern weil sie Untote waren, Leute, die mit Ende ihrer Studienzeit aufgehört hatten, zu existieren, und die es nun als Wiedergänger an den Ort ihrer einstigen Glorie zurückzog wie den Geist einer Motte zum Licht.

An jenem Vormittag saßen fünf Ehemalige bei Wein und Bier an zwei der vorderen Tische, als Mona und ihr Kollege die Mensa betraten. Weil es regnete, war ungewöhnlich viel los. Doch Mona entdeckte Julie sofort. Sie stand in einer kleinen Gruppe bei den Geschirrwägen und rauchte. Mona überlegte, sie anzusprechen, sagte sich, dass sie es täte, wenn Julie, während sie bis drei zählte, einmal kurz in ihre Richtung schaute. Mona zählte, aber Julie hob nicht einmal den

Kopf. Da ließ sie es, ging zur Theke und bestellte einen Kaffee.

Mona sah sich, die Tasse in der Hand, nach einem freien Stuhl in der Nähe der Tür um, als einer der Ehemaligen auf sie aufmerksam wurde. Er starrte sie an. Wütend und seltsam erregt. Mona drehte sich weg. Da sprang der Mann auf, rannte auf sie zu, schrie, „Ich werd' dir zeigen, was Radikalität ist“, zog ein Teppichmesser aus der Hosentasche und schnitt sich oberhalb des Handgelenks tief ins Fleisch. Blut spritzte aus der Wunde, tropfte auf den Boden. Als in den Raum seinetwegen Bewegung kam, riss der Mann den verletzten Arm triumphierend hoch und schlug ihn so fest gegen die Wand, dass auf dem Verputz ein schwammiger, tiefroter Fleck zurückblieb. Dann sackte er in sich zusammen. Man versuchte ihn zu verbinden. Er ließ es widerstandslos geschehen. Die Rettung kam und nahm ihn mit.

Der rote Fleck blieb. Auch Jahre später schimmerte das Blut unter immer neuen Anstrichen durch, was der Mensa einen hässlichen Spitznamen eintrug.

In der Aufregung, dem Gedränge, das um den Ehemaligen entstanden war, achtete niemand mehr auf Mona, die so erschrocken war, dass sie sich den heißen Kaffee über das T-Shirt geschüttet hatte. Es klebte ihr dunkel verfärbt am Bauch. Mona war unfähig, sich zu bewegen. Etwas zu sagen. Schaffte es nicht einmal, an sich hinunterzusehen.

Es war Julie, die ihr schließlich zu Hilfe kam.

Sie nahm Mona die leere Tasse aus der Hand, kniete

sich vor sie hin und schob das T-Shirt ein wenig nach oben. Mona rührte sich nicht.

„C'est rien...“ Das waren die ersten Worte, die Julie zu ihr sagte, und noch einmal, „c'est rien“. Während sie sich erhob, strich ihre Hand über das Tattoo, das oberhalb von Monas Nabel in fünf Reihen angeordnete, bunte halbe und ganze Kreise zeigte. Die Berührung von Julies Hand löste Mona aus ihrer Erstarrung.

Da kam eine Freundin und zog Julie weg.

### *Die Reise*

Mona sah Julie nach diesem Vorfall monatelang nicht wieder. Erst waren Semesterferien. Aber auch danach erschien Julie weder, wie Mona gehofft hatte, im Atelier, noch kam sie zu einer Klassen-Party oder in eines der Lokale, in denen sie sonst gern saß.

Mona war in dieser Zeit öfter als sonst ausgegangen, hatte viel getanzt, getrunken, geredet und geraucht, und auch diese eine Nacht, die sie mit einem Typen verbracht hatte, an dem rückblickend nichts weiter interessant war als sein französischer Akzent, entsprach eigentlich nicht ihrem Jagdverhalten. Julie aber blieb verschwunden.

Bis Mona Mitte April auf dem Weg zu einer Zigarettenpause zufällig an den Seminarräumen des Kunst- und Kulturwissenschaftlichen Instituts vorbeikam. Es war seit ein paar Tagen fröhlich warm, und die Tür des letzten Saals stand offen. Mona konnte hören, dass drinnen jemand über Ikonoklasmus sprach. Sie wurde

langsamer. Vor der offenen Tür fiel ihr Blick auf Julie. Diesmal bemerkte auch Julie sie sofort, winkte ihr zu und gab ihr ein Zeichen, auf sie zu warten. Mona winkte zurück und zeigte auf das Fenster, vor dem Julie saß, was soviel hieß wie, ich warte draußen, im Schillerpark, und Julie nickte. Dann holte Julie sie noch auf den Stufen vor der Akademie ein. Nahm ihre Hand und meinte. Sie hätte schon den ganzen Morgen nach ihr gesucht, wäre auch bereits oben im Atelier gewesen. Ließ Monas Hand wieder los. Griff in ihre Jackentasche. Doch statt Zigaretten und Feuerzeug, wie Mona erwartet hatte, zog sie eine Bordkarte hervor. Hielt sie Mona hin.

Ob sie Lust hätte, mit ihr nach Paris zu fliegen. Mona sah Julie ungläubig an. Sie habe in den letzten Wochen viel an sie gedacht, fügte Julie noch schnell hinzu. Und sich darauf gefreut, sie wiederzusehen, und weil es sich damals in der Mensa nicht ergeben hatte, miteinander zu reden, gehofft, Mona fände vielleicht Gefallen daran, das jetzt an einem anderen Ort zu tun. Sie könnten in Paris in der Wohnung ihres Halbbruders bleiben, in der sie immer noch ein Zimmer habe. Das sei zwar ziemlich chaotisch, die Wohnung dafür sehr groß. Und ganz zuletzt, weil Mona immer noch zögerte, meinte Julie, dass sie natürlich auch hier in Wien...

Da schüttelte Mona den Kopf. Wann der Flug denn ginge. In nicht ganz drei Stunden.

Und wenn sie sich eben nicht begegnet wären?

Dann blieben ihre Plätze im Flugzeug leer. Julie lachte. Mona steckte ihr Ticket ein, erklärte, sie müsse noch kurz nachhause, ein paar Sachen packen. Sie verabredeten sich am Flughafen. Um vier Uhr.

Julie wartete schon am Check-in-Schalter, als Mona in der Abflughalle eintraf. Sie winkte ihr zu und umarmte Mona über ihre Reisetasche weg, die diese in der Aufregung abzustellen vergaß und wie ein Polster zwischen ihnen blieb.

Noch bevor sie am Gate angelangt waren, wurde Julie seltsam still. Das machte Mona nervös, weil ihre Mutter Schweigen stets erzieherisch eingesetzt und Mona mit Stille bestraft hatte, wenn ihr Verhalten ihren Erwartungen nicht entsprach. So redete Mona bald mehr mit sich selbst. Auch als sie Julie erzählte, wie sehr sie die Ankunftsbereiche auf Flughäfen hasste, die einen mit ihrer Dramaturgie – Tür öffnet sich, die Ankommenden treten vor eine Menge halb emotionalisierter, halb gelangweilter Wartender – regelrecht auf eine Bühne zwangen.

Kaum hatten sie das Flugzeug bestiegen, das Handgepäck verstaut und ihre Plätze eingenommen, schob Julie sich eine Nachtmaske über die Stirn, meinte, sie hätte sich vor Jahren angewöhnt, beim Fliegen zu schlafen, weil sie den Druck und die schlechte Luft so besser vertrug, und Mona solle es nicht persönlich nehmen, wenn sie jetzt keine Ausnahme machte. Sie ließ die Lehne ihres Sessels nach hinten kippen und schloss die Augen. Die Stewardess kam vorbei. Julie richtete sich nicht wieder auf.

Mona sah die nächsten zwei Stunden aus dem Fenster oder war damit beschäftigt, ihren Arm auf der gemeinsamen Lehne so zu platzieren, dass er Julies nicht berührte.

In Paris war Julie wie ausgewechselt, laut und ausgelassen, redete Mona auf Französisch an, und ihre Stimme

bekam dabei einen ganz anderen Klang, wurde heller, beinahe zärtlich.

Sie nahmen ein Taxi und fuhren in die Wohnung von Robert, die in einer belebten Gegend im 11. Arrondissement lag, in einem Haus aus der Jahrhundertwende mit auffälliger Fassade. Sie stellten im Vorzimmer die Taschen ab, dann zeigte Julie Mona die Wohnung. Robert trafen sie nicht an.

Das Appartement war riesig, wirkte aber sehr abgewohnt, in manchen Zimmern blätterte der Anstrich von den Wänden. Mona fielen ein Ball Chair, ein Flügel von Steinway & Sons, eine teure Stereoanlage und ein turmhoher Bücherstapel auf.

Julie bewohnte ein mittelgroßes Zimmer, ebenso wie Robert, nur dass seines zur Straße und ihres in den Hof hinaus ging. Dann gab es neben einer kleinen, improvisiert eingerichteten Küche und einem Bad noch ein Wohnzimmer, breit und lang wie ein Salon, das ihres und Roberts Zimmer verband, ein Gästekabinett und dahinter, am Ende des Flurs, zwei kleinere Zimmer, die beide gänzlich unmöbliert waren. Die Idee, sie so leer zu lassen, erklärte Julie, hing mit einem Film von Visconti zusammen, in den Robert sie mitgenommen hatte, nur ein paar Tage, nachdem sie damals zu ihm nach Paris gekommen war, ja dass sie diese Wohnung später überhaupt nur gemietet hatten, weil sie so viele Zimmer zählte, dass, wenn all ihre Wohnbedürfnisse abgedeckt waren, ihnen immer noch diese beiden Räume blieben, und dass sie, wann immer sie sich niedergeschlagen fühlte oder vor einer schwierigen Entschei-

dung stand, in eines der beiden Zimmer ging und sich darin so lange aufhielt, bis ihr Kopf genauso leer war wie sie.

Das Telefon klingelte einige Male. Julie reagierte nicht. Sagte, nichts sei so wichtig, dass sie diesen ersten gemeinsamen Abend dafür unterbrach. Ob sie auch Hunger habe, fragte sie Mona schließlich, wartete ihre Antwort aber gar nicht ab, sondern zog sie zur Tür und ging mit ihr in ein Restaurant um die Ecke. Dort bestellte sie eine Fülle von Speisen, von denen sie nicht einmal kostete, und ließ sich zuletzt noch eine ungeöffnete Flasche Champagner bringen, die sie mit nach draußen nahm.

Es war dunkel geworden.

An der Place de la Bastille legte Julie ihren Arm um Monas Schultern. Ein paar Straßen weiter um ihre Hüfte. An der Place des Vosges zog sie Julie auf eine Bank, köpfte den Champagner, den sie zur Hälfte tranken und zur Hälfte als Opfergabe an die Erinnerung an Ort und Stelle verschütteten. Eine getrunkene Flasche Champagner, so meinte Julie, würde Mona früher oder später vergessen, eine halb verschüttete machte es wahrscheinlicher, dass sie diesen Augenblick mit ihr in Erinnerung behielte.

Von der Place des Vosges führte Julie Mona später noch hinunter an die Seine, über den Pont Marie, den Quai de Bourbon entlang, warf mit ihr vor der Nummer 19 ein paar Steine ins Wasser und zeigte ihr, weil Mona sie danach fragte, auch noch den Louvre. Schlenderte mit ihr durch die Höfe. Strich um die große Pyramide herum. Bevor sie Mona an der Hand nahm und auf die Rasenfläche zulief, die den Beginn des Tuileriengartens

markierte. Sie mit ihr auf den noch sonnentrockenen Boden fallen ließ. Einen Joint teilte. Dann schauten sie lange in den Himmel. Es war schön. So nebeneinander zu liegen. In dieser Abendstimmung, umgeben von den Geräuschen einer sich vom Alltag lösenden Stadt. Der Blick zu den Sternen. Viel schöner, als sie es sich erhofft hatte, sagte Julie, die sonst nur selten hierherkam, und dass sie die ganze Nacht so neben ihr verbringen könnte.

Schließlich schlug sie vor, doch noch in einen Club zu gehen, und sie fuhren in die Wohnung zurück. Julie zog ein schwarzes rückenfreies Kleid an, das den Blick auf ein paar Tattoos frei gab, eine Schriftzeile in Hebräisch auf ihrem rechten Oberarm, im Dekolleté oberhalb der linken Brust ein Seestern und, auf dem Rücken, halb vom Stoff des Kleides verdeckt, die Konturen einer Akrobatin.

Stunden später öffnete Julie in der Küche eine letzte Flasche Wein, während Mona sich im Wohnzimmer, high und aufgekratzt, in den Ball Chair fallen ließ und, mit den Füßen Schwung holend, sich solange um die eigene Achse drehte, bis Julie mit zwei Gläsern vor ihr stand. Um mit ihr anzustoßen, beugte Julie sich zu ihr hinunter, und ihre Gesichter kamen einander so nah, dass Mona in Erwartung eines Kusses kurz die Augen schloss.

Sie hatten das Glas noch nicht ausgetrunken, da fragte Julie, wo Mona schlafen wollte, ob im Gästekabinett oder in ihrem Zimmer. Mona stand auf und stellte sich neben sie.

Julie knipste die Nachttischlampe an und begann, sich ohne Eile vor ihr auszuziehen, schleuderte die Schuhe in eine Ecke, schob sich das Kleid über den Kopf und schlüpfte aus dem Slip. Sie stand nackt vor Mona.

Mona hatte noch nie mit einer Frau geschlafen, und bevor sie Julie getroffen hatte, auch nicht daran gedacht. Nach Paris war sie mitgekommen, ohne sich einzugehen, dass sie Julie begehrte, von ihr berührt werden wollte wie zuvor beim Tanzen, und gesehen werden von diesem Blick, in dem sie sich klarer als in anderen spiegelte.

Julies Körper war schön, ihre trainierten Arme, die kleinen Brüste, ihre langen Beine, der flache Bauch. Oberhalb des Nabels hatte sie ein weiteres Tattoo. Mona war es sofort aufgefallen, weil es sich an der gleichen Stelle befand wie ihr eigenes, seine Kreismotive ihren beinahe vollkommen glichen. Die Tätowierung schien noch frisch, denn Julies Haut war leicht gerötet. Mona hätte sie darauf ansprechen wollen, die Stelle berühren, aber sie tat es nicht, sondern zog bloß ihre Jeans aus und legte sich aufs Bett. Julie legte sich neben sie, aber sie küsste sie nicht. Sah sie bald schon nicht mehr an. Machte das Licht aus.

Nach einer Weile stand sie auf, zog sich ein T-Shirt über und ging ins Wohnzimmer. Mona konnte sehen, wie sie sich dort wütend auf ein Sofa fallen ließ und einen Joint anzündete.

Sie war noch wach, als Julie viel später zurück ins Bett kam, und sie hoffte noch, Julie würde ihre Hand ausstrecken und nach ihr suchen, als Julie längst eingeschlafen war.